Zentrale Schlagworte und Begriffe an den Seitenrändern kommen der Leserin, dem Leser entgegen, erleichtern die Orientierung und ersparen den Bleistift. Schon daran wird deutlich, dass Schößlers *Einführung in die Gender Studies* einer Art Servicegedanken verpflichtet ist und in dieser Hinsicht viel leistet. Am Ende jedes Kapitels finden sich Fragen und Anregungen, die sowohl das Selbststudium anleiten, als auch DozentInnen zur Gestaltung von Seminaren anregen könnten. Dazu kommen – prägnant kommentierte – Lektüreempfehlungen. Und nicht nur das: Ein Serviceteil bietet am Ende eine ausgezeichnete erste Orientierung zu Bibliografien, Lexika, Einführungen, Handbüchern, Textsammlungen, Zeitschriften und Forschungseinrichtungen im Bereich der Gender Studies. Vor allem aber überzeugen die den jeweiligen Kapiteln vorgeschalteten Mini-Lektüren von Gemälden wie Gustave Moreaus *Ödipus und die Sphinx,* Salvador Dalís *Meine nackte Frau beim Betrachten ihres eigenen Körpers, der sich in Treppen, drei Wirbel einer Säule, Himmel und Architektur verwandelt,* Edouard Manets *Olympia,* Texten wie Friedrich Schillers *Das Lied von der Glocke,* Honoré de Balzacs *Das Mädchen mit den Goldaugen,* Conrad Ferdinand Meyers *Gustav Adolfs Page,* Johann Wolfgang Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre,* Fotografien wie Paul Régnards Fotografie der Hysterie-Patientin Augustine. Es gelingt Schößler, jeweils im Rahmen einiger weniger Sätze eine Lektüre der Abbildung, des Textauszugs zu umreißen, so dass die ‚Anwendung' der vermittelten Theorie exemplarisch vorgeführt wird. Die Relevanz der Ausführungen liegt damit immer schon auf der Hand.

Dass der Band vom Verlag in die Reihe „Studienbuch Literaturwissenschaft" gestellt wurde, bedeutet keineswegs, dass die Lektüre sich nur für LiteraturwissenschaftlerInnen lohnte. Im Gegenteil: Schößlers „Einführung in die Gender Studies" wird – unabhängig von jeweiligen Einzeldisziplinen – allen unentbehrlich werden, die sich mit Gender befassen, sei es in Studium, Lehre oder Forschung.

Wera Morawietz

Die autonome Szene als Vorbild für die Verbindung von feministischen Theorien und politischer Praxis

Melanie Groß (2008) Geschlecht und Widerstand. post.. | queer .. | linksradikal. . Ulrike Helmer Verlag: Königstein/ T. (249 S., 19,90 Euro).

Erst die Analyse von Widerstand zeigt, welche Machtverhältnisse existieren
nach Michel Foucault (1987, 245)

Ganz nach Foucault möchte Melanie Groß in ihrem Buch auf 249 Seiten feministische Theorie und Praxis zusammenbringen und untersuchen, ob die Reflexion der Praxis der Theorie-Debatte Impulse liefern kann, um Machtverhältnisse zu analysieren.

Sowohl in Theorie als auch Praxis stellt sich nach Auffassung von Groß die Frage, ob den komplexen und paradox erscheinenden Macht- und Herrschaftsformen unserer Gesellschaft überhaupt Widerstand entgegengesetzt werden kann. Dies gelte umso mehr im Zeitalter des Poststrukturalismus, einer Zeit, in der der Begriff „Frauen" von ihren VertreterInnen schon als normierend und gewaltförmig gesehen wird und „Feminismus weiß und bürgerlich, auf Anpassung an das Bestehende fixiert, ausgrenzend und tendenziell rassistisch ist" (9).

Anhand feministischer Theorien wird diese Frage ebenso diskutiert wie in der linksradikalen, feministischen autonomen Szene, die Melanie Groß in ihrem Buch in den Mittelpunkt stellt. Die ‚Szene' muss zusätzlich zu dieser Frage immer wieder versuchen, die Theorie mit der Praxis des politischen Aktivismus zu verbinden.

Im ersten Teil des Buches wird die Kritische Theorie sowie ihre feministischen Erweiterungen, die poststrukturalistischen Feminismen, als Grundlage für *Queer Theory* und die postkolonialen Theorien beleuchtet, um festzustellen, auf welcher Theoriegrundlage die ‚Szene' handelt. Groß schafft es hier, die Theorien sehr gut und kurz darzulegen und die unterschiedlichen Schwerpunktlegungen ihrer Analysen der gesellschaftlichen Verhältnisse sowie die jeweiligen Schwachstellen herauszuarbeiten. Ein Problem ist jedoch, dass sich zwischen den vorgestellten Theorien z.T. große Lücken auftun. So wird der „Streit um Differenz", der bis heute die feministische autonome Szene prägt, von der Autorin gänzlich außen vor gelassen.

Im zweiten Teil des Buches wirft Groß auf der Grundlage der Ergebnisse von drei Gruppendiskussionen einen direkten „Blick in die feministische Szene innerhalb des autonomen Spektrums einer mittelgroßen Stadt in Nordrhein-Westfalen" (108).

Alle in der Analyse berücksichtigten Gruppen vertreten durchweg Ansätze von queeren Positionen. Zwar kann es durchaus möglich sein, dass bei den untersuchten politischen Gruppierungen in diesem Fallbeispiel Kämpfe wie im so genannten „Streit um Differenz" nicht mehr vorherrschend sind. Doch besonders für Feministinnen, die in den 80er Jahren politisiert wurden und noch heute in der autonomen Szene aktiv sind, ist die Frage der Differenz ein wichtiges Thema. Indem Groß diese Tatsache zum großen Teil ignoriert, grenzt sie insbesondere die ‚ältere' feministische Szene, die mit queeren Ansätzen nichts zu tun hat oder haben will, aus ihrer Betrachtung aus.

Die untersuchten Gruppen arbeiten mit dem bestehenden autonomen Zentrum der Stadt zusammen. Sie sind zwar alle mehr oder weniger Teil der Autonomen Szene, kritisieren sie aber gleichzeitig. Bei der ersten Gruppe handelt es sich um eine Frauengruppe, die ihren Arbeitsschwerpunkt auf Hochschulpolitik legt. Diese Gruppe wird von der Autorin als postfeministisch eingeordnet. Die zweite Gruppe ist eine Musikband, deren Mitglieder zum Teil schon seit mehreren Jahren im autonomen feministischen Referat der Universität aktiv sind.

Sie organisieren vor allem kulturelle Veranstaltungen und stufen sich selbst als queer-feministisch ein. Die dritte Gruppe definiert sich als linksradikal-feministisch.

In den geführten Gruppendiskussionen kristallisierten sich unterschiedliche theoretische Schwerpunkte ihre politischen Arbeit heraus, die sich mit den Schlagworten *Normativität*, *Zuschreibung* und *Wirkungsmächtigkeit* grob umreißen lassen. Entsprechend der gewählten Schwerpunkte sind auch ihre eingesetzten Mittel im politischen Aktivismus verschieden.

Trotz der Differenzen in der Schwerpunktsetzung und der Vorstellung von Aktivismus versuchen die Gruppen gemeinsam Politik zu machen. Denn alle wenden sich gleichermaßen gegen Diskriminierung und Unterdrückung und alle gehen gleichermaßen von der sozialen Konstruktion von Geschlecht aus.

Aus den unterschiedlichen Ansätzen resultieren vielfältige Aktionsformen, die manchmal von einzelnen Gruppen, oft aber auch von allen zusammen getragen werden: Skandalisieren und Sichtbarmachen von Verhältnissen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, Sichtbarmachen von nicht-hegemonialen Lebensformen und Existenzweisen und Information und Aufklärung, um Gegenöffentlichkeit zu erzeugen.

Ein Anliegen der Autorin ist es, durch die Verbindung der Gruppendiskussionen mit feministischen Theorien „eine Antwort auf die Frage [zu] finden, wie unter komplexen und sich widersprechenden Vorstellungen von Macht- und Herrschaftsverhältnissen theoretisch und praktisch feministisch gehandelt werden kann“ (123). Groß zeigt, dass die verschiedenen Gruppen aus der Szene zwar um die Definitionsmacht der besten Aktionsformen kämpfen und konkurrieren. Trotz dieser Differenzen partizipieren und unterstützen aber alle auch die von den anderen Gruppen gewählten Aktionsformen. Sie legen sich also nicht auf eine einzigen Strategie fest, um widerständig zu handeln. Vielmehr verfolgen die einzelnen Gruppen verschiedene Strategien, die auf drei unterschiedliche Versionen feministischen Handelns verweisen.

Groß setzt die Aktionsformen der untersuchten Gruppen mit den Theorien von Judith Butler und anderen feministischen Theorien in Verbindung. Doch wie wichtig bzw. interessant ist dies für die wissenschaftlich-feministische Debatte? Die Autorin sieht, dass die ‚Szene‘ durch ihre Heterogenität von Ansichten und Praktiken gewissermaßen die Forderung von Nicole Wachter einlöst,

> angesichts der vielen Gesichter von Machtbeziehungen [die] Widerstandsformen zu multiplizieren – einen einzigen Ort des Widerstandes zu privilegieren, hätte eine unverhältnismäßige Einschränkung des Handlungsspielraums sowie die Minderung der Artikulationsmöglichkeit verschiedener Interessengruppen zur Folge. (224)

Nach Groß könne die feministisch-wissenschaftliche Debatte aus der Praxis der autonomen feministischen Szene nicht zuletzt lernen,

> dass komplexe Macht- und Herrschaftsverhältnisse weder theoretisch noch politisch aus einer Position heraus umfassend ermittelt oder angegriffen werden können. Insofern kann es auch nicht das Ziel feministischer Theoriedebatten sein, eine Theorie zu formulieren, die den Anspruch hat, alle Unterordnungsverhältnisse zu analysieren (227).

Groß sieht zwar durchaus die Notwendigkeit, die von ihr im ersten Teil des Buches herausgearbeiteten Leerstellen der Theorien zu füllen, wozu eine Konfrontation der unterschiedlichen Theorieansätze beitragen kann. Es kann ihrer Meinung nach jedoch nicht das Ziel sein, eine Meta-Theorie zu finden, die die Vielfalt gesellschaftlicher Ungleichheiten und Unterdrückungen analysiert und erklärt und noch dazu einen Ansatzpunkt für den politischen Aktivismus bieten will.

SoziologInnen analysieren häufig Machtverhältnisse, ohne der Frage nachzugehen, ob und wie diese kritisiert und attackiert werden können. Genau dies ist jedoch ein wichtiges Anliegen der Arbeit von Groß.

Zwar gibt es besonders in Groß' Zusammenfassung noch einige Punkte, an denen die Praxis der autonomen feministischen Szene expliziter mit Theorieansätzen hätte verbunden werden können. Dennoch liegt hier ein Buch vor, das die Synergie von Theorie und Praxis anstrebt, was lobend hervorzuheben ist. In nachfolgenden Untersuchungen könnten sowohl noch andere Theorieansätze wie die von Donna Haraway in die Analysen einfließen, als auch versucht werden, die ‚ältere' feministische Szene nicht ganz zu ignorieren. Insgesamt stellt das Buch einen vielversprechenden, ersten Ansatz dar, feministisch-autonome Praxis und feministische Theorien zusammen zu bringen. Es ist daher auf jeden Fall lesenswert.